

Eine Frau sieht froschgrün

LITERATUR Eine Frau befreit sich vom väterlichen Schatten der Pflichterfüllung. In «Froschkönig», ihrem dritten Roman, verknüpft die Zürcher Autorin Simona Ryser die grimmsche Erzählung leichtfüssig mit einem modernen Frauenleben.

Im schwülwarmen Frühling des Jahres 2014 reist Leo Meister, Dozentin für Stadtentwicklung, für eine Woche nach Frankfurt, um ein Auftragsprojekt voranzutreiben. Eigentlich allein. Wäre da nicht der Frosch, der auf dem Koffer sitzt, seine Schallblasen bläht und sie mit seinem Platschen überallhin begleitet.

Zwei Wochen zuvor hatte Leo in einem Antiquariat zufällig das Buch entdeckt, das ihr verstorbener Vater jahrelang mit sich herumgetragen hatte: «Rettet die Amphibien!» Nach dem Absturz einer Baustoffhändler-Karriere war dem gescheiterten Familienvater nur der verzweifelte Versuch geblieben, im Garten Frösche anzusiedeln.

Herr Meister hätte einen Luftsprung gemacht

Die Autorin lässt ihre Protagonistin in Rückblenden in die Welt ihrer Kindheit zurücktauchen, als die kleine Leo im Garten am Teich Königskind spielte – in den alten Zeiten, «wo das Wünschen noch geholfen hatte».

In den Zeiten, als des Vaters Karriere noch nicht aus dem Ruder gelaufen war und man im Hause Meister stets die Contenance bewahrte, auch wenn es etwas zu feiern gegeben hätte. «Herr Meister hätte einen Luftsprung gemacht, wenn es sich nicht nicht gezielt hätte.»

Es war denn auch der strenge Blick des Vaters, der Leo eines Abends unmissverständlich dazu aufforderte, den schleimigen Gast hereinzubitten, der hartnäckig an die Türe klopfte. Weil man hält,



Poetischer Feinsinn: Geschichte wechselt Simona Ryser, die auch Sängerin ist, Perspektiven und Tempi. Ihr dritter Roman endet im «Land des Unsagbaren».

Christian Beutler/key

was man versprochen hat, musste die Königstochter fortan mit dem Frosch Tisch und Bett teilen. Das hatte sie dem Tier doch zugesagt, damit es seine goldene Kugel aus dem Teich fischte.

In Frankfurt hat sich die erwachsene Leo längst an dieses ewige «plitsch platsch» gewöhnt, das nur sie wahrzunehmen scheint. Meist versteckt sich der Frosch ohnehin in der Handta-

sche, was zwar unschöne Feuchtigkeitflecken hinterlässt, aber sonst nicht weiter auffällt.

Als sich Leo im Laufe der Woche in den Statistiker Paul verliebt, nimmt ihr Leben eine neue, selbstbestimmte Wende, deren hoffentlich glückliches Ende «im Land des Unsagbaren» nur angedeutet wird.

Der Frosch aber verdrückt sich in die Ecke, «denn, auch wenn er

nicht denken konnte, wusste er genau, wer hier Prinz war und wer Frosch».

Die Vätergeneration im Porträt

Simona Ryser verbindet die Geschichte vom Aufbruch eines modernen Frauenlebens mit einem berührenden Porträt einer Vätergeneration, die mit dem Wirtschaftswunder der 1950er-Jahre

zunehmend in die Rolle der wohlstandsvermehrten Pflichterfüllung gedrängt wird.

Nach «Maries Gespenster» (2007) und «Helenenplatz» (2011) überzeugt die 45-jährige Autorin, die im letzten Jahr einen Werkbeitrag der Stadt Zürich erhielt, auch im dritten Roman mit ihrem grossen Erzähltalent. Geschichte wechselt die Autorin, die auch Musikerin ist, Perspektiven

und Tempi. Ihr poetischer Feinsinn zieht einen hinein in einen Lesefluss, in dessen Sog man sich gerne treiben lässt.

Theodora Peter, sfd

Simona Ryser: Der Froschkönig. Limmat-Verlag, Zürich 2015, 168 Seiten. 35.90 Franken. Buchvernissage im Literaturhaus Zürich, Donnerstag, 26. März, 19.30 Uhr.

Die reinen Gefühle, von Gift getränkt

OPER Die verrufenste Frau der Renaissance erregt in Donizettis «Lucrezia Borgia» Abscheu und noch mehr Mitleid. Der Belcanto-Exzess lebt im Theater St. Gallen wieder einmal furios auf.

Die Forschung beurteilt heute die Papsttochter Lucrezia Borgia als Spielball der Machtpolitik milder als die Gerüchteküche ihrer Zeit und die Fantasien der Jahrhunderte, die sie zum wahren Monster machten. Auch in Victor Hugos Drama und in der Oper, die Donizetti auf der Grundlage dieses Stücks nur wenige Monate später, am 26. Dezember 1833, herausbrachte, werden ihr alle möglichen Schandtaten vorgeworfen, und in den kulminierenden Szenen hantiert sie mit Gift und Gegengift.

Die St. Galler Inszenierung, die am Samstag Premiere hatte, wirbt um Verständnis für die Furie. Sie ist eine Gefangene im goldenen Käfig des kalten Machtmenschen, und umso mehr spricht Donizettis Liebesmusik für ihre Menschlichkeit.

Die Farbe des Alptrahms

An Lucrezias Gift stirbt am Ende Gennaro, der eigene Sohn, den sie über alles liebt und den sie aus ihrem Leben herauszuhalten sucht. Die Tragik dieser Mutterliebe ist einer der Pole der Oper, die Sehnsucht des Sohns nach der unerkannten Mutter und ihre Er-

füllung im Moment des Todes der andere. Zwischen beiden spielen Kräfte, die ins Archetypische weisen und die weite Amplitude des romantischen Belcanto begründen. Im Triumph des exaltierten Melos über das Gebräu der unglaublichsten Kolportage berührt die Oper auch jetzt.

Über die Geschichte könnte man ja schliesslich auch lachen, würde sie Musik und Gesang nicht beglaubigen und in die Farbe der Alptraum-Wirklichkeit tauchen. Dabei macht die Inse-

nerung, die das Stück als Geschichte aus der High Society unserer Tage erzählt (Tobias Kratzer), voll auf TV-Soap. Das chic-raffinierte Bühnenbild (Rainer Sellmaier) tendiert nur leicht zum Surrealistischen. Alles spielt sich ab in und um die Designer-Parkvilla des reichen Don Alfonso und seiner ominösen Gattin Lucrezia, in der so nebenbei eine Blutlache unter dem Teppich zum Vorschein kommt.

Dass die vier Schauplätze der Oper auf diesen einen Ort des

Grauens reduziert werden, strapaziert die Plausibilität der Geschichte zusätzlich. Das wäre kein Problem, wenn der surrealistische Effekt, der den Mangel nicht als solchen erscheinen liesse, unterschiedener wäre. Er gelingt nur bedingt, gewiss nicht mit der biedereren Orgienszene hinter Tüll-Vorhängen, die dem Wortspiel Borgia-Orgia gilt.

Mutter mit Tigerkrallen

Aber die Alptraumfiguren realisieren sich dann doch szenisch

wie musikalisch eindringlich – bis zur Groteske Paolo Gavanelli mit voluminösem «Bell»-Canto als versteinertes Machtmensch Alfonso, Katia Pellegrino mit ausladender und auch verhalten intensiver Gestaltung der Kantilenen und energievollen Koloraturen als Lucrezia, die idealisierte Mutter mit Tigerkrallen.

Sängerisch profiliert setzen sich auch Nebenfiguren wie Dean Power als Rustighello in Szene, und Gennaros Freund Maffio Orsini rückt Allyson McHardy mit kecker Ponyfrisur und frischem Contrast als helle – weibliche – Kontrastfigur ins Zentrum des Geschehens, lebenswürdig im Duett mit dem Tenor Anicio Zorzi Giustiniani, der als Gennaro die melancholische Weichheit und verzweifelte Selbstbehauptung des verlorenen Sohnes berührend gestaltet.

Festmusik und Totenglocken

Die schmissig und überdreht aufspielende Banda hinter der Bühne, das Trinklied, das von Glockenklang und düsteren Ankündigungen unterbrochen wird, und anderes mehr trägt dazu bei, dass sich das Gesangsdrama in einem musikalisch suggestiven Rahmen abspielt. Für die entsprechende «Tinta» sorgen, bestens vorbereitet, Chor und Orchester und die dynamisch differenzierte, dramatisch stringente musikalische Leitung der Aufführung durch Pietro Rizzo.

Herbert Büttiker



Mutter und Sohn (Katia Pellegrino und Anicio Zorzi Giustiniani) und ein Leben in vergifteten Verhältnissen.

pd

Aschenputtel an der Spitze

KINOCARTS Märchenhafte Zahlen für Disney: «Cinderella» hat an seinem ersten Wochenende in den USA und Kanada gut 70 Millionen Dollar eingespielt. Das ist mehr als die nächsten 20 Filme zusammen. Der zweite Neustart, Liam Neesons Actionfilm «Run all Night», kam nur auf elf Millionen. Der Drittplatzierte hat einen Rang gutgemacht: «Kingsman: The Secret Service» war vor einer Woche noch mit 8,3 Millionen Dollar auf Platz vier, jetzt genügte 6,2 Millionen für Bronze. Will Smiths neuer Film «Focus» (gut 5,8 Millionen) fällt von zwei auf vier, aber noch mehr Federn musste der futuristische Action-Thriller «Chappie» lassen. dpa

In Kürze

MIKE PORCARO Er war Bassist von Toto

Der frühere Bassist der US-Band Toto, Mike Porcaro, ist tot. Er wurde 59 Jahre alt. Die US-Band war vor allem mit Hits wie «Africa» und «Rosanna» bekannt geworden. Gitarrist Steve Lukather äusserte sich zu Porcaros Tod auf Twitter: «Ich werde ihn mehr vermissen, als ich es jemals in Worte fassen könnte.» dpa